

Wie rührt *Moritz* an?

Psychotherapeuten und TV-ExpertInnen begründen ihre Einschätzungen

Über die Qualität der mehrfach preisgekrönten Sendung *Moritz: Wäre cool, wenn sie ein Engel wird* (ZDF) diskutierte das IZI mit Psychotherapeuten und TV-ExpertInnen. Statements aus diesen Gesprächen dokumentieren, wie es der Sendung gelingt, die ZuschauerInnen anzurühren, und wo es kritische Punkte zu reflektieren gilt (vgl. auch die Expertendiskussionen zu *Moritz* mit Aussagen der internationalen Jugendjury, internationalen TV-ExpertInnen und einer Sendungsbeschreibung in dieser Ausgabe).

Der Tod betrifft uns alle



Daniel Reinemer
(Märchentherapeut,
München)

Was an *Moritz* archetypisch ist, ist der Tod und der Umgang mit dem Tod. Gerade weil es ein Dokumentarfilm ist und das Ende nicht wie in einem Trickfilm oder Märchen gut ausgehen kann. Hier kann das Ende insofern gut sein, wie *Moritz* es angedeutet hat, dass es ein »gutes Sterben« wird. Vielleicht wird er im Familienkreis mit dabei sein, wenn das Leiden seiner Schwester endet, und er hat die Vorstellung, dass sie für ihn als Engel weiterlebt. Das ist etwas Archetypisches: Sterben, Tod, die Fragen, mit denen man konfrontiert wird: Gibt es einen Himmel? Gibt es eine Hölle? Was passiert nach dem Tod? Diese Fragen haben die Menschen immer schon beschäftigt und berührt. In jedem von uns gibt es die Auseinandersetzung mit dem Tod und dem Sterben, auch im Alltag. Der Umgang mit einer

Erkrankung, aber auch mit dem Tod als Fakt, spielt im Alltag dieser Familie eine große Rolle. *Moritz* weiß, dass jeder Geburtstag wichtig ist und es vielleicht nicht mehr viele geben wird. Archetypisch schwingt immer auch die Konfrontation mit dem eigenen Tod mit. Deswegen empfand ich es bewegend, dass *Moritz* in Seminaren eine therapeutische Begleitung hat und es somit für ihn die Chance zur Bewältigung gibt. Es ist ganz wichtig, dass er nicht »mitstirbt«, sondern es schafft zu lernen, wie es weitergehen und er seine Schwester dennoch bei sich behalten kann.

Ich habe lange im Münchner Klinikum Großhadern in der Akademie für Palliativmedizin gearbeitet, die u. a. Ärzte für die letzte Lebensphase der Patienten ausbildet. Da ist man täglich mit den Themen Tod, Sterben und Abschied konfrontiert und automatisch mitberührt. Das kommt der Frage näher, warum uns etwas berührt. Filmemacher wissen dies, sonst würden sie nicht diese Nahaufnahmen filmen, in denen man die Chance hat, Emotion zu spüren. Emotionen wie Angst sieht man und nimmt sie wahr. Durch dieses Sehen des anderen werden sie in uns angesprochen. Wenn sich auch filmisch der Stoff darum dreht zu erkennen, dass jemand Sorge oder Angst hat, dann kann in uns dasselbe erreicht werden. Das ist ja das Spannende an Theorien der Übertragung oder Gegenübertragung.

Wenn man Kindern *Moritz* zeigen möchte, muss man sich überlegen, welches Angebot man ihnen machen kann, um sich danach darüber unterhalten zu können. Wichtig für das zuschauende Kind wäre es herauszufinden, dass es diese Empathie spü-

ren kann, dass es auch traurig werden kann, aber dass es dann auch wieder die Trauer und die Sorge bei dieser Familie lassen kann. Mit der Altersgruppe zwischen 12 und 15 Jahren, für die die Sendung gemacht ist, kann man sich auch gut im Gespräch und mit kreativen Methoden darüber austauschen.

Dinge richtig benennen



Erhard Doubrawa
(Gestalttherapeut,
Köln)

Ich finde den Film *Moritz* berührend. Er vermittelt eine sehr ruhige

Atmosphäre von »wir können damit umgehen«. Da war so viel Gelassenheit zu spüren, und ich habe gedacht: »Als 15-Jähriger, alle Achtung.« Wie schade, dass das so sein muss, aber das Benennen von Sterben und Tod sind hier nichts, was vermieden werden müsste. Mich hat diese Zärtlichkeit zwischen den Geschwistern sehr berührt. Und ebenso die zärtliche Sprache des Bruders, wenn er über seine Schwester spricht. Eine Sprache, die eine berührende, beruhigende, auch entspannende Wirkung auf mich hat, eine gesunde und heilsame Sprache. Ich wüsste gerne, wie Kinder über diesen Film reden, weil ich mir vorstellen kann, dass etwas davon auf sie abfärbt.

Mir gefällt, dass das Benennen dessen, was ist, nicht vermieden wird. Es wird wirklich gesagt: »Es wird schlechter, sie wird sterben, der Geburtstag ist wichtig, weil das einer der letzten ist.« Und für mich ist die Botschaft »du kannst das aushalten« dabei. Dieser Dokumentarfilm zeigt,

wie Menschen mit einer solchen Krisensituation auf eine gute Weise umgehen können: Sie sind nicht aufgereggt, sondern eher ruhig und traurig und an den Stellen pragmatisch, wo es nötig ist. Sie sind freundlich miteinander und wie durch ein Netz verbunden. Und ich fühle mich wohl beim Zuschauen, obwohl es ein trauriges Thema ist. Das sonst Übliche ist ja das Nicht-Benennen dessen, was ist. Durch das Nicht-Benennen berauben sich Menschen der einzig heilenden Möglichkeit, das, was ist, zu äußern und mit anderen zu teilen und damit nicht allein zu bleiben. Und gerade das ist in diesem Film anders.

Dieses Schicksal ist zu viel



Detlef Klöckner (*Psychologischer Psychotherapeut, Frankfurt/Main*)

Es ist schön, dass der Bruder sich so um seine Schwester kümmert und das für sich verarbeitet. Aber der eigentliche Prozess, dass sich dieses Kind zum Tod hin abbaut, während es sich doch zum Leben hin entwickeln müsste, macht mich völlig fertig. Und das steht in dem Film immer im Vordergrund. Mitzuerleben, dass da jemand ein nicht lösbares Problem hat und man nichts anderes machen kann, als das mit anzusehen – diese Art von Ohnmacht finde ich schlimm. Beim Zuschauen wird es mir zu viel an Gefühlen des Betrauerns, der Ohnmacht und des Mitempfindens dessen, was dieses Kind erlebt. Da bin ich sehr damit beschäftigt, mir zu sagen, dass es nicht mein Schicksal ist. Ich kann an Katastrophen Anteil nehmen, wenn ich involviert bin, eine Funktion habe und finde, dass es ei-

nen Sinn macht, das Erlebnis gehabt zu haben. Das kann ich aus *Moritz* nicht herausziehen, das ist und bleibt eine Tragödie. Ich kann zwar sehen, wie man damit lebt – das ist mir aber zu wenig als derjenige, der das nur als Betrachter erfährt. An der Ohnmächtigkeit, mit der ich da in mir selbst konfrontiert werde, möchte ich nicht voll und ganz teilhaben. Da ist der Film zu intensiv: Die vielen Nahaufnahmen auf das Gesicht des Kindes geben mir keine Möglichkeit, zum Beispiel intellektuell zu abstrahieren, es wirkt immer wieder extrem unmittelbar.

Der thematische Schockeffekt rührt an



Bettina Reitz (*Degeto Film GmbH, Frankfurt/Main*)

Ich bin beeindruckt von dem Jungen und wie er die Schicksalssituation seiner Familie in Worte fassen kann. Ich bin eher peinlich berührt, wie intensiv man Luca in Szene setzt, weil sie in keinerlei Kommunikation mit mir als Zuschauerin eintreten konnte und man eine Fremdbestimmtheit spürt, die ich ihr gegenüber nicht sehr respektvoll finde. Ich finde, man hat sich nicht genügend Gedanken gemacht, wie man dieses Thema und diese Familie filmisch und visuell darstellen kann, damit ich nicht in eine hilflose Beobachtersituation hineingedrängt werde, in der ich für mich selbst nichts lerne.

In der Szene mit der Geburtstagsfeier hätte mich beispielsweise interessiert, was von Moritz' Geschenk bei dem Mädchen ankommt. Was kann sie noch fühlen? Moritz

erzählt seinen Alltag und versucht, Brücken zu bauen – mir werden aber diese Brücken nicht speziell auf Luca und ihre Krankheit dechiffriert. Ich nehme die Stärke des Jungen an. Das heißt aber, ich hätte ihn herauslösen und fragen wollen: »Ich finde, du machst das ganz großartig. Was habt ihr in der Familie gesprochen, was habt ihr gemacht? Gab es Schulungen? Woraus beziehst du diese Kraft?« Aber das wird mir vorenthalten, es wird zu einer reinen Schicksalsbeobachtung.

Ungeachtet meiner kritischen Anmerkungen zur Machart ist das Anrührende für mich ganz klar die Nähe zu den Realitäten dieser Familie. Die Tatsache, dass es das Schicksal einer Familie ist, in der Luca vielleicht mittlerweile schon nicht mehr lebt, stellt sofort einen Bezug her zu dem, was »Leben« heißt. Der thematische Effekt ist so groß, dass viel Emotion freigesetzt wird. Das ist ein Schockeffekt über das Schicksal, und man weiß gar nicht, wie man sich dazu verhalten soll.

Das Glas bleibt dazwischen



Jan-Willem Bult (*KRO, Niederlande*)

Der Film ist so überstrukturiert, das sind alles kleine Szenen. Es gibt kaum Zeit, sich auf die Beziehungen zwischen den Hauptfiguren einzulassen: Wir sehen Moritz beim Vorlesen – Schnitt, nächste Szene. Die Bilder waren oft nicht mehr

als Illustrationen. In den Fußball-szenen genießt er das Spiel nicht, er sagt das zwar und wir sehen ihn mit dem Ball hantieren – das hat man in 5 Minuten gedreht – ich glaube die Szene aber nicht.

Die Familie ist sicher sehr glücklich mit diesem Film, nur wir als Zuschauer sind kein Teil davon. Am Anfang erfährt man von der Familiensituation und geht ein bisschen hinein. Aber dieses Gefühl entwickelt sich nicht. Ich habe das angeschaut, und natürlich berührt mich das, weil es eine emotionale Geschichte ist, aber das Glas bleibt dazwischen. Dabei hätte es vielleicht nur eine kleine dramatische Entwicklung gebraucht. Das hätte die Entstehung von dem Traumfänger sein können. Was kann Moritz für seine Schwester tun? Er kann ihr einen Traumfänger basteln. Das hätten sie so drehen können, dass wir uns gefragt hätten: »Was macht er da?« Es wäre einfach, hier etwas Drama hineinzubringen, ohne mehr Dreharbeit zu haben. Ich würde dramaturgisch zu ihrem Geburtstag hin aufbauen. Aber plötzlich ist der Geburtstag da, der Traumfänger wird hervorgeholt und alle schauen in die Runde – ich meine, das ist alles so klinisch, es sind Bilder, zusammen wird das kein Drama.

Das Maß an Anrührung ist gerade noch in Ordnung



Heike Sistig (WDR, Köln)

Ich finde, diese Form ist ertragbar für Jugendliche. Das Programm will nicht zu viel. Moritz berichtet von seinem Prozess. Er ist der Held, und das Anliegen dieser ganzen Reihe ist es ja, Helden zu zeigen. Mo-

ritz' Tapferkeit in der Not hat mich berührt. Man merkt, dass er hart daran gearbeitet hat und sich traut, das öffentlich zu machen. Er küsst seine schwer kranke Schwester im Fernsehen. Er kann aussprechen, was so schwer auszusprechen ist. So ein junger Typ in einer Lebensphase, in der es schwerfällt, seine Gefühle zu äußern – und er redet mit so einer Offenheit darüber, so respektvoll, souverän und liebenswürdig.

Das ist für Jugendliche oder etwas ältere Kinder gerade noch in Ordnung. Mehr dürfte nicht sein, nicht noch mehr Symbolik, keine noch tiefer gehenden Situationen. Und diese coole Sache mit dem Fußballspielen kam in den Augenblicken, wo das Gefühl zu stark wurde. So hatte man wieder Momente der Entladung. Bei dem Schießen auf das Tor und der Musik hatte ich sofort das Gefühl, dass das ein Ventil ist, wo Moritz körperlich agieren kann, wo er Druck rauslassen kann. Und ich als Zuschauerin habe es gleichermaßen mitempfunden, auch wenn mir klar ist, dass diese Szene inszeniert war.

Gibt es ein gutes und ein schlechtes Weinen?



Dr. Bernhard Gleim (NDR, Hamburg)

In der Rezeption steht bei mir das Gefühl der Hilflosigkeit im Mittelpunkt. Mit diesem Gefühl habe ich Probleme. Auf der anderen Seite würde ich sagen, dass

es auch zum menschlichen Leben gehört, Ohnmachtsgefühle zu ertragen – es gibt Situationen, in denen man nichts mehr tun kann. Mein Unbehagen rührt daher,

dass *Moritz* durch seine Machart fast zu einer Reaktion zwingt. Er fordert eine Art von Affirmation: Mitleid mit dem Bruder, zu sagen, wie tapfer er ist. Er fordert, das, was der Film selbst wiederholt formuliert, noch einmal zu wiederholen. Bei dieser Repetitionsdramaturgie entsteht bei mir irgendwann das Gefühl: »Muss ich mich dem weiter aussetzen?« Diese Frage wird fast als eine moralische Frage formuliert, denn ich habe das Gefühl, wenn ich mich dem nicht aussetze, dann distanzieren ich mich von dem Leid. Das will ich nicht, es ist ja beeindruckend, wie die Mutter, der Vater und die Kinder mit diesem Schicksal umgehen. Bei mir erzeugt dieser moralische Zwang aber eine Abwehr gegen das Gefühl, das aufsteigt.

Es gibt diesen Satz von Kafka: »im Kino gewesen, geweint«. Weinen ist ja nichts Schlechtes – besonders wenn Kafka es uns erlaubt. Aber gibt es ein gutes und ein schlechtes Weinen? Gibt es eine Art von Affirmation, die mich unwohl sein lässt, bei der ich keine Freiheit empfinde, sondern eine Art von sentimentalem Zwang? Man möchte, auch wenn man berührt ist, eine Zeit lang unberührt sein, sonst kann man nicht wieder berührt werden. Auch die Anrührung funktioniert wahrscheinlich nur in einer Kontrastdramaturgie. In *Moritz* wird mit Luca eine vollkommen hilflose Figur einer moralisch einseitig guten Figur entgegengesetzt, die völlig widerspruchsfrei ist. Ich glaube, hierin liegt mein Ärger über diesen Film. ■